

Die Liberalsozialisten («Freiwirtschaftler») – eine politische Splittergruppe des 20. Jahrhunderts

Von René Hauswirth

Vorfrage: Wie gelangt ein kleiner Schüler zu einem politischen Bewusstsein?

Der Mensch ist ein «geselliges Wesen», er kann auf die Dauer nur in Gesellschaft anderer leben und überleben. Einzelgänger tragen somit ein Risiko. Das erlebte ich in meiner Jugend, als ich im Herbst 1940 von Zürich in ein kleines Dorf im Emmental umziehen musste, als Erstklässler und mitten im Schuljahr. Bereits des geläufigen Lesens kundig und gewiss etwas vorwitzig, sah ich mich bald einmal als Streber und Angeber («dä Züri-hegu») an den Rand gedrängt. Meine Phantasie ging allzu oft an der Realität vorbei, das musste ich büssen; aber dem Einzelgängertum verdanke ich auch eine frühe Unabhängigkeit des Denkens. Hinterher staune ich selber über mein selbstständiges Urteil mit etwa 10 Jahren. Doch wie war ich überhaupt zu einem politischen Bewusstsein gelangt?

Meine erste zusammenhängende Lektüre war Anfang der 1940er-Jahre das Alte Testament der Zürcher Schulbibel, namentlich die «geschichtlichen Bücher»; und da glaubte ich eine kurze Zeit allen Ernstes, das oft genannte «Volk Gottes» seien die alten Schweizer gewesen. In einem anderen Sinn waren sie das ja auch – wie irgendein Volk. Dass die Juden der Gegenwart Nachfahren jenes Gottesvolkes sind, war mir noch völlig unklar. Über die Verfolgung der Juden im Hitlerreich machte ich mir freilich eigene Gedanken. Als ich eine meiner vielen Tanten nach den Gründen befragte, meinte sie, das rühre daher, dass sie (die Juden) «das Evangelium nicht angenommen haben». Was sie damit meinte, verstand ich nicht.

Vorbewusste Auslöser einer politischen Morgendämmerung waren dann die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges, die Mobilmachung, die Einquartierungen, und ganz besonders die Bundesfeier von 1941, die – mitten im Krieg – Anlass gab für die Publikation des wundersam raffinierten Traktätchens «650 Jahre Eidgenossenschaft» von Fritz Aebli. Ein SJW-Heft (Schweizerisches Jugendschriftenwerk, Nr. 108) von 64 Seiten, von den Kantonsregierungen den Schülern geschenkt. Fast auf jeder zweiten Seite ein Schlachtensieg der Alten Eidgenossen oder sonst ein Erfolg – ob «Volk Gottes» oder nicht, jedenfalls stand der Herrgott auf ihrer Seite. Marignano war keine Niederlage, sondern ein Rückzug «auf der Höhe der Macht». Napoléon Bonaparte wurde nicht als «Médiateur» gewürdigt, sondern als Gewaltherrscher dargestellt – stellvertretend für Adolf Hitler, der ja nicht genannt werden durfte.

Mein Onkel und Pflegevater, ein schlichter Fabrikarbeiter mit Jahrgang 1905, hasste die Kommunisten («eine gottlose Bande») und war dafür ein Bewunderer des Dritten Reiches («Hitler hat den Leuten wieder Arbeit verschafft», «Franzosen sind Faulenzer», «Juden betrügen», «Russen stehlen»). Indem ich mich 1942/43 von seinen Hitler-Sympathien absetzte, entwickelte sich ein eigenes Bewusstsein. Es war gewiss nicht bloss eine opportunistische Option für die kommenden Sieger, denn mit El Alamein und Stalingrad war ja

der Weltkrieg noch lange nicht entschieden, sondern eher ein Urteil aus dem Gespür für das gesellschaftlich und geschichtlich Vernünftige. Die Argumente von Onkel Fritz überzeugten mich nicht mehr. Seine Aversion gegenüber Gewerkschaften und Sozialdemokratie konnte ich nicht nachvollziehen. Er mochte freilich auch die Freisinnigen nicht und schimpfte weidlich über die Kapitalisten («'s Kapidau»). Resultierende aus all diesen Widersprüchen war schliesslich sein Beitritt zur Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (heute SVP), die ohnehin im Dorf das Sagen hatte – was sie mir nicht sympathischer machte.

Die Informationen aus der wöchentlich dreimal erscheinenden Zeitung «Emmentaler Nachrichten», aus dem Familienheftli «In freien Stunden» (oder «Schweizer Familie») und aus dem Rundfunk (Radio Beromünster) fielen in einem Ausmass an, das ich als Schüler noch gut bewältigen konnte. Die Nationalratswahlen vom Herbst 1947 verfolgte ich mit grossem Interesse. Der grosse Mann im Dorf, als Fabrikdirektor der Patron meines Onkels, kandidierte auf der Liste der BGB. Massgebend wurde für mich jedoch eine Gesprächsrunde am Radio, und da war der Mann, der mich am besten überzeugen konnte, ein Aussenseiter: der Liberalsozialist oder «Freiwirtschaftler» Werner Schmid. Meine Kameraden behelligte ich aber nicht mit dieser Parteinahme; es hätte mich wohl erneut isoliert, nachdem das gelegentliche Mobbing gegen den Streber und Angeber aus Zürich mit dem achten Schuljahr endlich aufgehört hatte. Im Konfirmandenunterricht merkte ich bald, dass Pfarrer W. mit seiner religiös-sozialen Orientierung der Freiwirtschaftslehre nahe stand.

Die Bewegung der «Freiwirtschaftler» war in den 1920er-Jahren aufgekommen. Sie erstrebte nach der Lehre des deutschen Ökonomen Silvio Gesell eine «Natürliche Wirtschaftsordnung», nämlich einerseits eine reine Marktwirtschaft im Bereich der «vermehrbaren Güter», in der bloss eine monetäre, d.h. durch die Geldmenge gesteuerte Konjunkturpolitik Sache des Staates sein sollte. Andererseits sollten Grund und Boden, weil von Natur aus nicht vermehrbar, als natürliches Monopol durch öffentliche Körperschaften, namentlich die Gemeinden (nicht etwa durch den «Staat») verwaltet werden. Nachdem Hans Konrad Sonderegger, der Geschäftsführer des «Freiwirtschaftsbundes», sich im Zweiten Weltkrieg durch Hitler-Sympathien kompromittiert hatte, distanzierte sich die antifaschistisch gesinnte grosse Mehrheit der Mitglieder von ihm und gab sich offiziell den Namen «Liberalsozialisten», der aber nie populär wurde. Nicht nur ihre politischen Gegner links und rechts pflegten nach wie vor die Bezeichnung «Freiwirtschaftler».

In Zürich war es der «Landesring der Unabhängigen» von Gottlieb Duttweiler, der den konsequent marktwirtschaftlich orientierten Liberalsozialisten gerne Unterstützung gewährte. Dank einer Listenverbindung mit dem LdU wurde Werner Schmid denn auch in den Nationalrat gewählt. Nach meiner Rückkehr nach Zürich im Frühjahr 1949 und dem Eintritt in das kantonale Unterseminar in Küsnacht abonnierte ich gleich Duttweilers Tageszeitung «Die TAT». Dazu begann ich mich für Bestrebungen der «Lebensreform» zu interessieren. Dazu gehörten z.B. Verzicht auf Rauchen und Alkoholkonsum, dafür viel Bewegung in der Natur.

Eine Netzwerk von Aussenseitern

Wie findet ein Aussenseiter mit profilierter Weltanschauung Gleichgesinnte? Ganz einfach – er muss «Flagge zeigen», am besten in der «geschützten» Öffentlichkeit eines De-

battierklubs. Unter dem Aspekt des «homo ludens», nämlich als Chance zur spielerischen Selbstdarstellung und als Sozialisationsexperiment sehe ich heute mein damaliges Auftreten im «Mittelschulparlament». Den Verein, der dieses Scheinparlament trug, hatte der Handelsschüler Vico Minelli 1950/51 als Präsident übernommen und als Diskussionsforum neu lanciert. (Heute ist Ludwig A. Minelli als Experte für Menschenrechtsfragen und als Gründer der Sterbehilfe-Organisation «Dignitas» bekannt.)

Die erste Veranstaltung, an der ich teilnahm, war dem Thema «Mittelschulreform» gewidmet. Ort der Handlung war die Aula der «Lümmelburg», des alten Kantonsschulgebäudes an der Rämistrasse (gleich oberhalb des neuen Chipperfield-Baus des Kunsthauses). Ich stellte in meinem Votum das Küssnacher Unterseminar als ideale Schule vor (es war ja in der Tat ein «mussisches Gymnasium», bevor man wusste, dass es das gibt); dazu liess ich mich auf eine Diskussion mit Prof. Marcel Beck ein, was mir das Wohlwollen des streitbaren Mediävisten einbrachte (später von Nutzen beim Geschichtsstudium).

Nach dieser Diskussion, an der ich auch freiwirtschaftliche Ideen vertreten hatte, kam es auf dem Nachhauseweg zum Coming out eines Kollegen vom Unterseminar, der eine Klasse über mir war. G. gab sich als Liberalsozialist zu erkennen. Und noch jemand wurde bei jener Veranstaltung auf mich aufmerksam (wie er mir später verriet): der kurz zuvor aus Interlaken zugezogene Absolvent des Realgymnasiums, H. S. Er war in seinem Heimatdorf durch einen seiner Lehrer mit Ideen der «Freiwirtschaftler» in Kontakt gekommen. Wir trafen uns später am Oberseminar. Beim gemeinsamen Studium an der Universität half die Gesinnungsverwandtschaft, dass wir uns auch persönlich näher kamen.

In der Folge gingen Vico Minelli die (für mich) zugkräftigen Themen aus. Das Mittelschulparlament war noch eine Zeit lang eine erfolgreiche Agentur für Schülervorstellungen am Schauspielhaus, dann verlor ich es aus den Augen. Nach dem 18. Geburtstag wechselte ich ohnehin ins «Zürcher Jugendparlament». Dort existierte eine Liberalsozialistische Fraktion, der ich sogleich beitrug – und die mich gleich in die funktionale «Exekutive» abordnete. Je nach dem gerade vorliegenden Geschäft war das jeweils der Stadtrat von Zürich, der Regierungsrat des Kantons oder gar der Bundesrat. Dementsprechend tagte das Scheinparlament als städtischer Gemeinderat, als Kantonsrat oder als Nationalrat. Da konnte ich mich im wahren Sinn des Wortes «in Szene setzen». Jeden Monat einmal wurde in einem Auditorium der ETH von 19 bis 22 Uhr debattiert – oft mit Fortsetzung in einer Beiz. Mit dem letzten Zug fuhr ich dann jeweils nach Erlenbach zurück.

Teilweise identisch mit der Fraktion des Jugendparlaments war die Liberalsozialistische Jugendgruppe «Nussknacker», wo G. und seine Schwester mitmachten. Hier trieb man politisches Selbststudium. Man las das Parteiblatt «Freies Volk», redigiert von Fritz Schwarz und Friedrich Salzmann. Am Idaplatz, wo Familie G. wohnte, war neben der Haustüre in einer Vitrine ein Aushang dieser wöchentlich erscheinenden Zeitung. Dazu studierte ich das Buch «Segen und Fluch des Geldes» von Fritz Schwarz. Damit verschiebt sich der Aspekt etwas vom selbstgenügsamen Spielen zum ehrgeizigeren politischen Handeln, freilich nicht konsequent. Am Ende sah ich mich doch eher als Statist und Kommentator. Die Adresse «Idaplatz» wurde ein zweites Mal wichtig, als ich nach der Matur ans Oberseminar wechselte und eine Unterkunft in der Stadt suchte. Von G. erfuhr ich, dass in



seinem Haus ein Mansardenzimmer frei geworden war, für günstige 30 Fr. im Monat. Die folgenden drei Jahre war dort meine Bleibe.

Zu den liberalsozialistischen «Nussknackern» gehörte 1951 auch der Fotograf Edi Baur, damals schon 32 Jahre alt. In seiner Wohnung in Wiedikon fand die einzige grössere Zusammenkunft mit dem «alten» Mitgliederkreis statt, an die ich mich erinnern kann. Ich liess mich dann in Baur's Atelier an der Merkurstrasse porträtieren, gegen das bescheidene Honorar von etwa dreissig Franken, und war mächtig stolz auf das sympathische Konterfei (alle pubertären Pickel professionell wegretouchiert), das ich meiner Mutter zum Geburtstag schenkte. Das Passbild-Format konnte ich noch etwa 10 Jahre lang benützen. Edi Baur war übrigen-

gens auch Hausfotograf an der Pfauenbühne und am Opernhaus; so kam er in Kontakt mit dem Showbusiness.

Der Romanist Max Gubler, im Winter 1950/51 Vikar für «Johnny», den erkrankten Französisch-Professor, gab sich mir als Liberalsozialist zu erkennen, nachdem er im Lehrerzimmer in der Hand des Deutschlehrers meine Disposition für den bevorstehenden Vortrag «Eine kleine Geschichte des Geldes» und den Verfassernamen Fritz Schwarz entdeckt hatte. Die Klassenkameraden konnte ich freilich mit meinem Plädoyer für monetäre Konjunkturpolitik nicht überzeugen. Max Gubler wurde dann Hauptlehrer am Gymnasium Rychenberg in Winterthur und gelangte in der Ära König auf Vorschlag des Landesrings der Unabhängigen in den Erziehungsrat. In dieser Eigenschaft traf ich ihn wieder, als ich Ende 1970 in einer universitären Angelegenheit einen Draht zum Erziehungsrat suchte. Gubler wurde schliesslich noch Direktor des Küssnacher Unterseminars.

Was mich an der Politik interessierte, waren ihre weltanschaulichen Hintergründe und die Entscheidungen von historischer Bedeutung, d.h. die viel beschworenen «Zusammenhänge». Die praktische Politik mit ihrem Kleinkram zog mich weniger in ihren Bann. Ein allereinziges Mal, im Frühjahr 1953, diente ich als «Apparatschik» der liberalsozialistischen Partei. Ich half dem Quästor der Stadtsektion Alfred H. einige Dutzend Mahnungen wegen nichtbezahlten Parteibeiträgen zu verschicken; dabei vertrug ich, um Portokosten zu sparen, im Rayon Wiedikon-Aussersihl die Post gerade selber per Velo. Und an einem Abstimmungssonntag sammelten wir zu zweit vor dem Wahllokal im Schulhaus Seefeldstrasse Unterschriften für eine Initiative (betr. Verwaltungskontrolle). Der Landesring zahlte nämlich (dank Migros) pro Unterschrift einen Franken (der dann in der Buchhaltung des Quästors versickerte). Ich dachte aber nie daran, mich als Lückenfüller auf eine Liste setzen zu lassen oder aktiv werbend aufzutreten. Auch vermied ich es, an einer Parteiver-

sammlung das Wort zu ergreifen. Die Folge davon ist nämlich häufig die Aufforderung, im Vorstand mitzumachen, d.h. sich dorthin wählen zu lassen. Dazu fehlte mir der Ehrgeiz. Der Quästor Alfred H. war übrigens Mitarbeiter einer Import/Export-Firma, was ihn in die Lage versetzte, mir eine Armbanduhr von hoher Qualität zu einem sehr günstigen Preis anzubieten.

Die Auftritte im Jugendparlament waren also nicht richtige Politik, vielmehr ein Spiel auf einer ganz anderen Ebene, aber ein Spiel mit grossem Lerneffekt und mit der Möglichkeit, Beziehungen anzuknüpfen. So lernte ich in der Fraktion der Liberalsozialisten einen Fachkollegen kennen, der mir später als Zeitungsredaktor Gelegenheit bot, Rezensionen zu publizieren, und er war mir noch als Informant von Nutzen, nachdem ich längst aus dem Scheinparlament ausgeschieden war. Ein anderer Gesinnungsfreund, Sohn des Verwalters eines historischen Gebäudes im Kanton Aargau, half mir später durch seine Gastfreundschaft aus grosser Verlegenheit, als ich mit einer Klasse Töchterschülerinnen eine Tagesunterkunft improvisieren musste.

Die Liberalsozialisten waren und blieben politisch eine Splittergruppe. Mit ihrem Postulat einer Vergesellschaftung von Grund und Boden, die unbürokratisch, nämlich korporativ oder kommunal hätte durchgeführt werden können, blieben sie isoliert. Wir sind halt nun einmal eine «Eigentumsgesellschaft», darum blieb trotz des gemeinsamen ökonomischen Liberalismus auch die Freisinnige Partei stets auf Distanz. Hinsichtlich der Subventionen waren die Liberalsozialisten sogar viel konsequenter liberal als die Freisinnigen. Und die andere Forderung, eine flexible und monetär gesteuerte Konjunkturpolitik zur Aufgabe des Staates zu machen, wurde unter dem Titel «Soziale Marktwirtschaft» mit der Zeit von linken und rechten Politikern aufgenommen. Das nahm den «Freiwirtschaftlern» den Wind aus den Segeln. Zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, hat sich die Liberalsozialistische Partei aus der praktischen Politik zurückgezogen, zumal auch der Landesring der Unabhängigen seit den 1970er-Jahren selber in eine Krise geriet, weil zwischen einem ökologischen und einem marktwirtschaftlichen Flügel die Gegensätze wuchsen und nicht mehr überbrückt werden konnten. Das ursprüngliche Ziel verfolgen die Liberalsozialisten seit 1990 als Mitglieder der «Internationalen Vereinigung für eine natürliche Wirtschaftsordnung».

Ich habe mich meinerseits schon Ende der 1950er-Jahre von der Partei zurückgezogen, nachdem die kantonale Sektion, wohl infolge Unterbesetzung der Geschäftsstelle, meine Korrespondenz gar nicht mehr beantwortet hatte. Die Chance zu politischen Diskussionen wollte ich jedoch bewahren. Weil mir die Sozialdemokraten zu doktrinär schienen und überdies eher bürokratisch orientiert waren, wählte ich bis zum Ende des Studiums die «Liberale Studentenschaft» als rhetorische Spielwiese. Dort befand ich mich natürlich am linken Rand, fühlte mich aber dank der liberalen Atmosphäre nicht als Aussenseiter. Das «Netzwerk» der 1950er-Jahre ist inzwischen bis auf drei Personen geschrumpft, unter denen aber noch heute ein Austausch von Gedanken und Erfahrungen stattfindet. Die andern haben sich in ihren Nischen eingerichtet und ihre eigenen Netze gespannt.